

O R I E N T I E R U N G S a l s P r e i s

Wie entstehen Wertvorstellungen in pluralistischen Gesellschaften?

Über Jahrtausende hinweg haben Religionen den Menschen Lebensinn und klare Wertvorstellungen vermittelt. Der Glaube an einen absoluten, allmächtigen, allwissenden Gott brachte Sicherheit im Alltag, führte aber auch zu Intoleranz bei Regelverstößen und machte Gläubige voreingenommen gegenüber anderen Glaubensgemeinschaften – eine Tatsache, die nicht selten zu Folter, Mord und Kriegen führte. Heute sind geschlossene religiöse Systeme, die alle Fragen des Lebens beantworten, allerdings auf dem Rückzug: Das birgt Chancen, aber auch Risiken. Welche Möglichkeiten bieten sich der Ethik in der säkularisierten Gesellschaft? Darüber sprach *tv diskurs* mit Dr. Wolfgang Kaschuba, Professor für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.



V E R L U S T d e r F r e i h e i t

Im Fernsehen gibt es heute Formate, die vor 15 Jahren kaum denkbar gewesen wären: Talkshows, Sendungen wie Big Brother, aber auch die Darstellungen von Gewalt und Sexualität legen die Vermutung nahe, dass unsere Gesellschaft ethisch verkommen ist.

Man könnte dieser These zustimmen, dann wäre man auf der sicheren Seite – also auf der der Kritiker, die ja meist etwas kulturpessimistisch sind. Aber ehrlich gesagt: Wahrscheinlich stimmt Ihre Befürchtung nicht. Denn dass die Menschen verwirrt oder irritiert sind, dass wir alle Fragen haben, ist ja auch ein Hinweis darauf, dass es Bedürfnisse gibt nach Orientierungen und Hilfen – auch wenn sie im Ergebnis vielleicht nicht immer befriedigend sind. Also: Es gibt zumindest ein Problembewusstsein. Und das ist der wichtigere Befund. Wenn wir die gegenwärtige Zeit mit den vorangegangenen Generationen unserer Eltern oder Großeltern vergleichen, so gibt es heute sicherlich viel mehr Unsicherheiten. Deshalb müssen wir diskutieren über richtig und falsch, schön und hässlich – und auch darüber, wie wir uns, wie sich andere orientieren sollten. Das ist der Preis der Freiheit: eine Unsicherheit, die wir als Chance begreifen können. Denn diesen Zustand würde ich allemal dem Korsett jener Sicherheit vorziehen, das die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts oder ganz extrem die Nazizeit geprägt hat.

Früher war es vor allem Aufgabe der Religionen, ein übergeordnetes ethisches Konzept in die Gesellschaft hineinzutragen, aus dem heraus sich die Moral festlegte und begründete. Heute, im pluralistischen Zeitalter, existiert solch ein Wertekonsens nur noch rudimentär. Wie können in einer säkularisierten Gesellschaft Werte überhaupt noch vermittelt werden?

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass insbesondere Jugendliche in einer sehr offenen Gesellschaft Probleme haben, ihre Ziele eindeutig zu formulieren. Gleichzeitig befinden sie sich in dem sehr schwierigen Prozess, zwischen gruppenförmigen Orientierungen in Schulen bzw. Cliquen und ihren individuellen Einstellungen zu differenzieren. Das hier sichtbar werdende Problem lässt sich allerdings nicht mehr beantworten durch eine Gesellschaft, die klare Zielvorgaben bereitstellt und ein homogenes Wertekonzept vermittelt. Gerade die deutsche Geschichte entlarvt Epochen mit solch klaren Zielvorgaben als äußerst schwierig und höchst unerfreulich. Dort, wo homogenisiert und vergemeinschaftet wird, wird immer auch zwangshomogenisiert und zwangsvergemeinschaftet! Dies zeigt nicht nur das Beispiel des Nationalsozialismus, wo alternative Lebensauffassungen jeder Art abgelehnt und bestraft wurden. Auch an die Zeit des Kaiserreichs sei erinnert, wo gerade im Bereich der Medien und der Kultur Diskussionen stattfanden – um „Schutz und Schund“, um richtige und falsche, um legitime und illegitime Kultur. Schon um 1900 debattierte man also darüber, worüber

wir uns heute noch die Köpfe zerbrechen: um richtige und falsche Lesestoffe, um die Behandlung von Gewaltfragen, um Pornographie. Damals fiel die Entscheidung radikal zugunsten der guten deutschen Bildungskultur aus, alles andere war illegitim. Dennoch hat sich eine völlig andere Kultur entwickelt: eine Lesekultur um Liebesromane, eine Sehkultur um Fotografie und Kino herum. Hätte es das nicht gegeben, wären wir heute sicherlich in vielerlei Hinsicht eine kulturell sehr arme Gesellschaft. Andererseits birgt die Vielfalt natürlich auch Risiken; sie produziert – besonders bei jungen Menschen, die aufgrund ihres Alters noch wenig wissen von der Gesellschaft – größere Unsicherheit. Doch die Jugend hat nicht nur die Chance zu lernen und zu wissen, sondern auch die zu entscheiden. Das ist allemal der Enge vergangener Zeiten vorzuziehen. Deshalb liegt effektive Hilfeleistung der Gesellschaft nicht in einem bereitgestellten Ethik-Kanon, sondern vielmehr darin, den Prozess des Austauschs darüber anzuregen. Denn junge Menschen müssen lernen, wie man Orientierung erarbeiten kann. Die Prozesse des Austauschs, des Lernens und Diskutierens finden teils im Erziehungsbereich, teils natürlich auch in der Freizeitkultur statt – und die Medien spielen dabei sicherlich eine sehr wichtige Rolle.

Die Medien bieten Kindern und Jugendlichen ein Fenster zur Erwachsenenwelt: Sie vermitteln sehr verschiedene und widersprüchliche ethische Konzepte, den jugendlichen Zuschauern bleibt dabei selbst überlassen, wie diese zu interpretieren sind. Ist es nicht gefährlich, eine solch wichtige erzieherische Funktion den Medien zu überlassen, die ja in erster Linie an einer hohen Einschaltquote interessiert sind?

In der Regulationsfunktion des Marktes liegt natürlich immer ein Risiko. Wer nur auf diese Regulationskräfte vertraut, liegt wohl falsch. Wir als Europäer würden niemals auf die Idee kommen, beispielsweise die Bildungs- oder Sozialpolitik einfach dem freien Spiel der Kräfte zu überlassen. Denn wir wissen, dass diese Kräfte kurzfristig ganz gewaltig irren können. Deshalb muss die Gesellschaft

darüber nachdenken, wer wie welche Informationen gerade im Bereich der Jugendkulturen vermittelt. Aber in einer Demokratie lässt sich kein moralischer Wächterrat wie etwa in einigen islamischen Staaten einrichten. Der würde zwar versuchen, sich durch zahlreiche Aktionen gegen bestimmte Medien unentbehrlich zu machen, doch bleibt er entbehrlich in seiner Funktion. Bei der Wertevermittlung durch Medien handelt es sich um einen sehr komplizierten Prozess, den man nicht – wie zum Teil noch in unserer Generation – als die einfache Reaktion eines stummen, passiven Publikums auf eine Medienbotschaft verstehen darf. Wir wissen, dass neben den Schulen und den Eltern die Gruppe der Gleichaltrigen für Jugendliche eine wichtige Sozialisationsinstanz ist. Diese Gruppen, die Peers, stehen in enger Beziehung zur medialen Praxis. Das bedeutet natürlich, dass manche Jugendliche mehr Zeit mit Fernsehstars, mit Sporthelden wie Boris Becker oder Michael Schumacher verbringen als mit ihren Eltern. Dagegen ist nichts zu sagen, schließlich war der autoritäre Vater, wie wir ihn vor 40 Jahren hatten, auch kein besserer Lehrmeister als ein Star. Wer sich mit Musik beschäftigt, wird vielleicht mehr Zeit mit den Backstreet Boys verbringen als mit der eigenen Mutter. Aber weder die Jugendgruppe noch der Medienkonsum sind isoliert zu betrachten. Beides gehört zusammen: Der Medienkonsum ist langweilig, wenn er nicht geteilt werden kann mit anderen Jugendlichen. Das Leben mit Gleichaltrigen ist uninteressant, wenn man mit ihnen nicht bestimmte Inhalte, die über die Medien für alle vermittelt werden, teilen kann. Deshalb ist der Austauschprozess zwischen Medieninhalten und Gleichaltrigen in der Gruppe zu berücksichtigen. Darüber hinaus ist der gesamte Prozess vom Umgang mit Medien immer wieder zu überdenken und zu reflektieren. Dabei müssen sowohl Medienmacher als auch die Rezipienten miteinbezogen werden. Ich denke, das Macherhafte an den Medien wird in dem Maße zurückgehen, in dem eben die Alltagskultur auch in die Medien Einzug hält, über die Themen, über die Stile. Tragen alle etwas dazu bei, wird man auch eher in gleicher Augenhöhe diskutieren können. Es gibt ja schon zahlreiche Hin-

weise darauf, dass die Menschen nicht mehr so passiv, also immer weniger „Opfer“ der Medien sind. Gerade die Jugend kann geschickt mit den Medien spielen. So gibt es Talkshowgäste, die sich über das Internet anbieten, sozusagen die Profi-Naiven, und auch solche, die ihre Geschichte schon fünfmal erzählt haben. Wir brauchen nicht mehr Kontrollinstanzen, sondern mehr nachdenkliche, reflexive Prozesse.

Religiös geprägte Gesellschaften begründen ihre Moral durch eine von Gott gegebene Ethik. Die Debatte um die Gentechnologie spiegelt ein ähnliches Problem: Dürfen Stammzellen aus Embryonen verwendet werden, um Krankheiten zu heilen? Würden wir den Menschen in der christlichen Tradition als Schöpfung Gottes ansehen, wäre es der Wissenschaft wohl nicht erlaubt, in diesen Prozess einzugreifen. Ohne ein transzendental begründetes ethisches System wird diese Frage aber wohl früher oder später pragmatisch entschieden werden.

Die Welt ist natürlich komplizierter geworden, wir sehnen uns manchmal nach den einfachen Modellen, die wir in einem historisch-anthropologischen Horizont vermuten. Früher gab es fast ausschließlich Gesellschaften, die ihren Wertehorizont und ihre Wertordnungen in Form einer Religion, eines Gottes oder Götterglaubens organisierten. Dadurch ließen sich die Leitziele der Gesellschaft ganz genau bestimmen – für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft. Bei Übertretungen wurden die Abweichler exkommuniziert, also aus der Gemeinschaft ausgeschlossen; sie wurden verstoßen, in

vielen Fällen sogar getötet. Der Glaube gab ganz klare Alltagspraxen vor, Religion war ein kulturelles System, das Ordnung in der kleinen Alltagswelt der frühen menschlichen Kulturen schaffen sollte. Dies geschah zum Teil mit sehr rigorosen Mitteln. Errichtete Tabus sollten bestimmte Werte schützen, bestimmte Verhaltensmuster verbieten, bestimmte Gebiete unbetretbar machen. Heute sprechen wir dagegen von der tabulosen Gesellschaft und meinen damit, dass es kaum noch einen Bereich gibt, der von vornherein durch eine Gottes-Idee oder durch den absoluten politischen oder ethischen Konsens geschützt wäre – und in der Tat, wenn wir uns unseren Alltag und manche Phänomene in den Medien ansehen, müssen wir feststellen, dass es so ist. Betrachten wir die Dinge jedoch mit etwas mehr Abstand, erkennen wir viele Bereiche, in denen relativ klare Regeln bestehen, auch wenn sie in der Praxis nicht immer eingehalten werden. Wir verfügen über bestimmte Grundrechte und -vorstellungen, wie sich Menschsein und Individualität entfalten können, wo die Grenze der eigenen Entfaltungsmöglichkeit endet – nämlich dort, wo die Rechte des anderen berührt werden – und anderes mehr. Diese zentralen großen Werte bilden immer noch ein Zentrum in der Gesellschaft. An ihrer Aufrechterhaltung sind immer noch Religionen beteiligt, allerdings heutzutage im Plural. Es sind nicht mehr allein die beiden christlichen Religionen, und auch politische Utopien haben daran Anteil: Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft, über eine würdevolle Existenz usw. Eine verordnete Moral, die in harten, scharfen Alltagsregeln umsetzbar ist, kann nicht mehr aufrechterhalten werden! Doch auch unsere Alltagsfragen sind komplizierter geworden, so dass wir bei dem Versuch, ethische Entscheidungen aus traditionellen religiösen Vorstellungen ableiten zu wollen, scheitern würden. Keine Religion macht Aussagen zu dem, was beispielsweise heute technisch möglich ist, hätte Prinzipien zum Umgang mit Kernenergie, Gentechnik oder Umweltverschmutzung. Trotzdem müssen wir uns ethisch diesen Themen stellen. Da bleibt uns nur ein Diskussionsprozess, in dem wir jeweils festlegen, wo aus heutiger gesellschaftlicher Sicht Übertretungen und Überschreitungen

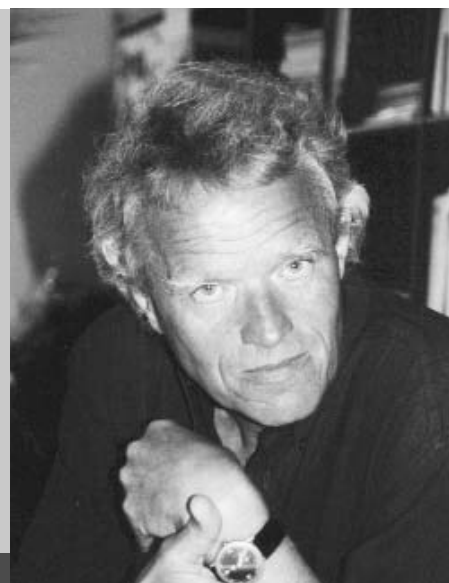


von unserer Meinung nach notwendigen Tabus stattfinden. Schließlich gibt es Tabus, die auch heute noch einen gesellschaftlichen Sinn haben, andere allerdings haben sich überlebt. Denken Sie an die Sexualethik. Hier waren in allen früheren Gesellschaften Tabus und Regeln nötig, um unkontrollierte Schwangerschaften einzugrenzen, um die Versorgung der Familie und des Nachwuchses sicherzustellen. Heute gibt es Verhütungsmittel, wir haben ein Rechtssystem, das Versorgungsansprüche regelt, wir können über Gentests die Vaterschaft zu 99 Prozent genau bestimmen. Der materielle Wohlstand erlaubt es, dass auch für Alleinerziehende Wohnraum zur Verfügung steht. Das heißt: Wenn sich die Bedingungen ändern, muss man Tabus entsprechend anpassen.

Grenzüberschreitungen können wir eben auch nur an den Beispielen sichtbar machen, in denen Grenzen tatsächlich überschritten werden. Denn wenn sie nicht überschritten werden, entwickelt die moderne Gesellschaft auch kein Problembewusstsein. Doch neigen wir bei Grenzüberschreitungen zunächst zur Dramatisierung. Heute ist es eine typische Erscheinung, spezielle Phänomene wie Talkshows, Big Brother oder bestimmte Darstellungen von Sexualität und Gewalt in den Medien kulturpessimistisch zur Hauptsache zu erklären und zwei Jahre später kaum noch zu wissen, worüber man damals geredet hat. Das Dramatisieren kann andererseits allerdings auch eine heilsame Funktion haben: So haben die Debatten über Rassismus, über Ausländerfeindlichkeit das Problem zwar nicht gelöst, doch es ist in hohem Maße ein gesellschaftliches Problembewusstsein entstanden. An solchen Vorgängen haben Medien einen wesentlichen Anteil – nicht, indem sie den Moral- oder Ethikwächter spielen, sondern indem sie die Bedenken vergesellschaften, also sehr schnell dafür sorgen, dass Gedanken, die zwischen Kiel und Bayern geäußert werden, noch am selben Tage präsent sind.

Ein Medienphänomen der letzten Zeit ist die Veröffentlichung von Intimität – ob in Sexsendungen, Talkshows oder bei Big Brother. Ist das nicht ein Zeichen für Respektlosigkeit gegenüber dem Individuum, das wir öffentlich vorführen?

Neugierde gab es immer schon. Vieles, was in den Medien präsentiert wird, entspricht der anthropogenen, also dem Menschen innewohnenden Neugier. Dass daraus eine Schlüssellochperspektive werden kann, setzt das Schlüsselloch voraus. Die Neugier nach dem spezifischen Intimen im privaten Bereich setzt voraus, dass die Menschen überhaupt diesen privaten Bereich haben. Dass es so etwas gibt wie eine Individualität des privaten Lebens und der Beziehungen, ist – für die europäische Moderne gesprochen – erst seit höchstens 200 Jahren der Fall. Global gesehen stellt unser System hier sogar noch ein Ausnahmemodell dar, denn viele Gesellschaften bieten gar nicht die Möglichkeit, sich in die Individualität zurückzuziehen. Das heißt: Die Kultur der Rückzugsmöglichkeit in eine private Welt – und damit verbunden die Vorstellung von körperlichen, von Beziehungsgeheimnissen, auch von Bedürfnissen und Gelüsten, die nur mir gehören, die jemand anderen neugierig machen könnten, wenn er ahnt, dass bei mir solche Geheimnisse vorhanden sind – diese Kultur ist noch nicht sehr alt. In den Ländern der Dritten Welt lässt allein die Lebens- und Wohnsituation das, was wir Intimität und Individualität nennen, gar nicht zu. In solchen Gesellschaften ist weder der Reiz, durch das Schlüsselloch zu schauen, noch der, sich hinter dem Schlüsselloch zu präsentieren und zu entblößen,



so ausgeprägt vorhanden. Bei allen Selbstdarstellungen und Entäußerungen, bei all den Fällen, wo einer in den Medien sein Innerstes nach außen kehrt, ist diese Relativität des Intimen im Auge zu behalten.

Unsere Gesellschaft musste erst Geheimnisse schaffen, damit das Aufdecken und das Zurschaustellen von Geheimnissen attraktiv werden konnte. Menschheitsgeschichte gesehen ist das nur eine Episode.

Aber keine Frage: Wir leben in der Gegenwart, und da treten schon vehemente Probleme auf. Doch diese Schwierigkeiten entstehen nicht auf einer abstrakten ethischen Ebene, sondern konkret: etwa im veränderten Umgang zwischen Generationen. Wenn Elterngenerationen selbst anders aufgewachsen sind, empfinden sie eine Welt, die scheinbar keine Geheimnisse mehr hat, als problematisch. Es fällt ihnen schwerer, ihre Kindheitserinnerungen in Verbindung zu bringen mit der Kindheit der jungen Generation – schließlich hält jeder die eigene Erfahrung als Filter für richtig und möchte sie auch den Kindern als Brille aufsetzen. Allerdings haben wir gegenwärtig eine Elterngeneration, die ihre eigene Kindheit mit einem Tabubruch begonnen hat, wenn wir an die 60er und 70er Jahre denken. Jetzt sehen sie, wie sie ihre Konflikte mit den Eltern rückblickend bewältigt haben und wie sie nun ihre Konflikte mit den heutigen Kindern bewältigen müssen. Das Erstaunliche dabei ist, dass es alles Mögliche gibt, also einerseits sehr entspannte, offene Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, andererseits aber auch die Eltern – gerade aus der so genannten 68er Generation –, die sich klare Werteregeln, verengte Schlüssellöcher wieder zurückwünschen. Mich verwundert zum Beispiel sehr, dass – so zeigen es Umfragen – ein erheblicher Teil dieser Elterngeneration Wert darauf legt, welcher Religionsgemeinschaft die Partner ihrer Kinder angehören. Wer mit den Rolling Stones oder den Beatles aufgewachsen ist, sollte, so denkt man, mit dieser Frage keine Probleme mehr haben.

Ein häufig vernommenes Vorurteil ist, dass Gesellschaft immer liberaler und tabuloser wird. Folgt man jedoch der Jugendforschung, stellen wir erstaunt fest, dass die junge Generation gerade im Hinblick auf Beziehungen eher konservativen Wertvorstellungen folgt.

Die Filmwelt, die Medienwelt und auch die Phantasie sind etwas, was wirklich Fantasy ist – etwas, was da draußen spielt. Das, was Jugendliche dort vorgeführt bekommen, wollen sie gar nicht auf sich und ihren Partner oder ihre Partnerin übertragen wissen. Sie möchten ihren Phantasieausflug erleben, aber sie wollen auch bestimmte Sicherheitsleinen in einer Welt, in der sehr viele Dinge frei sind; da unterscheidet sich – menschheitsgeschichtlich gesehen – keine Generation von der anderen. Was den heutigen Generationen im Vergleich mit den historischen sicherlich fehlt, ist das Gefühl, dass sie die Sicherheitsleinen, die ihnen von der Gesellschaft oder Religion zu eng um den Hals geschnürt werden, aufreißen müssen. Historisch war dies Freikämpfen immer wichtig und hat in der europäischen Geschichte viele Aufbrüche verursacht, nicht nur den der 68er. Bedenkenswert ist natürlich, dass die Freiheit der Erfahrungsmöglichkeiten – und damit, wenn man so will, auch die Anarchie der Welt – immer früher eintritt. Heute können 15- oder 16-Jährige Erfahrungen machen, in Räume und Bereiche gehen, die vor 30 Jahren erst den 18- oder 19-Jährigen offen standen. Es ist völlig egal, ob wir die Freizeitkultur, Reisen oder die Vielfalt der musikalischen Welten nehmen: Die Erfahrungsräume verjüngen sich immer stärker. Entsprechend früher entstehen Sicherheitsbedürfnisse, also nicht mehr erst in der Settle-down-Phase. Ist erst einmal die Verantwortung für Beziehung oder Kinder vorhanden, entstehen daraus bestimmte Vorstellungen, zum Beispiel: Wann haben wir unsere Garage, wann steht die Hollywoodschaukel im Garten? Das sind Ausdrucksformen eines bestimmten Sicherheitsdenkens. Man will seinen eigenen Alltag sichern. Da Hollywoodschaukel und Garage – Beispiele im übertragenen Sinne – schon mit 16 vorhanden sind, tritt das Nachdenken über die Sicherheit der Lebensge-

schichte früher ein. Entsprechend lässt sich zum Beispiel ein Phänomen beobachten, das wir – aus der Perspektive der älteren Generation – etwas verwundert als „Nesthocker“ bezeichnen, und wir können uns darüber köstlich amüsieren. Unsere Generation reagiert erstaunt darauf, dass in Italien die unverheirateten jungen Männer heute im Schnitt erst mit 35 oder 36 Jahren ihre Mama verlassen. Schließlich wollten wir so früh wie möglich von zu Hause ausziehen. Aber die Jugend heute sieht das einerseits pragmatisch: Das „Hotel“ Familie ist preiswert und bequem. Andererseits provoziert die schon erwähnte Unsicherheit als Folge der vielen Freiheiten eben auch ein Sicherheitsbedürfnis, das gar nicht nur auf Bequemlichkeit hin orientiert ist. Es geht auch um Emotionalität, Zuverlässigkeit und Geborgenheit. Entsprechend klingen die jugendlichen Wertvorstellungen über Partnerschaft häufig so wie die unserer Großeltern, doch nicht zu vergessen ist, dass sich die Welt völlig verändert hat.

Entwicklungsgeschichtlich waren die Phasen von vorgegebenen Wertestrukturen und Alltagsregeln wohl notwendig und eine Voraussetzung dafür, dass wir in der Zivilisationsgeschichte die Liberalität heute zulassen können, ohne dass die Gesellschaft daran zerbricht ...

Ja. Wie schon gesagt: Außerhalb von Europa haben wir diese Situation noch längst nicht überall, sind das ausgesprochene Minderheitenrechte. Und innerhalb unserer Gesellschaft gelten viele dieser Freiheitsrechte auch noch nicht für alle: Die Bildungschancen für Kinder sind immer noch sehr ungleich verteilt, Wissenschancen für Erwachsene, ihre Gestaltungschancen immer noch sehr unterschiedlich, materielle Voraussetzungen müssen vorhanden sein. Wir können heute noch anhand von Tagebüchern, Interviews usw. rekonstruieren, dass in den Dörfern noch in den 1920er Jahren von Ich-Identität, Individualität, einer Freiheit der Partnerwahl oder der Ausbildungswahl keine Rede sein konnte. In den Bauernfamilien galt: Der Hof hat zu überleben, der Einzelne sich dieser Hierarchie unterzuordnen. Für die Partnerwahl war nicht die Liebe entscheidend, sondern die

Frage, wie die Äcker der Eltern zueinander lagen. Da tritt noch sehr viel aus einer alten Welt in die moderne Welt hinein. Die extreme Vorstellung von Individualität, davon, dass der Sinn des Lebens darin besteht, als Individuum glücklich zu werden, lässt sich erst seit den 70er Jahren so dezidiert beobachten. Heute formuliert eine Mehrheit der Deutschen, das Wichtigste sei für sie, persönlich glücklich zu werden. Das war selbst vor zehn Jahren noch anders, und es ist durchaus eine heroische Tat, wenn Deutsche nicht die Pünktlichkeit oder den Fleiß als Lebensphilosophie beschreiben. Norbert Elias hat in Prozess der Zivilisation sehr schön gezeigt, wie viele Mühen und Hürden es gekostet hat, zu dieser Individualität zu gelangen. Dieser Weg in die Freiheit war natürlich immer auch ein Stück Dressurakt, wir haben manche Fesseln abgestreift – und uns dafür andere, quasi mikrofeine Fesseln angelegt. Das ist die Vorstellung von Zivilität, die wir entwickelt haben.

Welche gesellschaftliche Funktion hat eigentlich die Ethik? Im Gegensatz zum Tier ist der Mensch nicht instinktgebunden, man spricht vom „Freigelassenen der Natur“. Ist die Ethik quasi ein Ersatz für die Instinktgebundenheit des Tieres?

Je mehr sich in der Entwicklung der Menschheit die für das Tier typischen Instinkte verloren, desto wichtiger wurde es, Regeln für das Zusammenleben zu vereinbaren. Zunächst ging es dabei um die Sicherung einer materiellen Ordnung, im Vordergrund stand der Kampf um Lebensmittel. Daraus entwickelte sich eine kulturelle Ordnung, die sich der Sicherung von Lebensmöglichkeiten verschrieb. Weil die Menschheit in ihrer Entwicklung nur in der Gruppe überleben konnte, mussten die Menschen dafür Regeln und Ordnungen schaffen, als Einzelne waren sie zu schwach. Danach kommt irgendwann der Punkt, wo der Gedanke einer Gemeinschaft beginnt, zur Idee einer Gesellschaft zu werden. Wir betrachten diese frühen Formen des Zusammenschlusses von Menschen und der Herausbildung einer Ordnung – auch der Herausbildung von religiösen Ordnungen – als die Anfangsform einer Gesellschaft, die über den Einzelnen und sein unmittelbares

Umfeld hinausgreift, die Formen und Vorstellungen von Arbeitsteiligkeit schafft, die Vorstellungen von Schutz und Sicherheit entwickelt sowie die Vorstellung von Alltagsregeln. Das ist das zentrale Element der Menschwerdung. Das ist, wenn man so will, der „aufrechte Gang“ im ideellen Sinne. Aus diesen frühen Ordnungen heraus haben sich dann auch allmählich die Vorstellungen von Würde und Humanität entwickelt, und das ist letztlich auch der Kern jedes ethischen Grundgedankens. Es geht immer um die Frage, wie Menschsein möglich sein soll – und zwar sowohl mit den Menschen als auch gegen die Menschen, wenn es um Sicherheit und Schutz geht. Daraus ergibt sich auch die Grenzziehung gegenüber Übergriffen anderer Menschen oder anderer Gesellschaften.

Geht es nicht vielleicht auch darum, das Böse in uns über die Ethik so zu beherrschen, dass es die Gruppe nicht gefährdet?

Ja, obwohl wir nie genau wissen – Biologen sind da immer etwas schnell mit ihren Antworten –, ob das in der Genetik oder eher in der Sozialität der Gruppe angelegt ist. Dass der Stärkere den Schwächeren niederwerfen könnte, soll durch die Ethik verhindert werden, insofern haben Sie Recht. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es stimmt, dass die Natur durch die Kultur gebändigt wird. Denn wir haben natürlich eine konstruierte Natur- und Kulturvorstellung. Kultur bedeutet, dass andere Ziele formuliert werden können als einzig das des nackten Überlebens. Und darin liegt der entscheidende Inhalt von Menschsein.



Erst im ausgehenden 20. Jahrhundert setzt sich so etwas wie Toleranz und Liberalität durch, geschlossene religiöse oder ideologische Systeme verlieren an Einfluss. Wie kann sich in einer modernen Gesellschaft, die sich von autoritären und hierarchischen Denkweisen zu lösen beginnt, Ethik weiterentwickeln?

Wir sehen als Grundlage für die zukünftige Entwicklung der gesellschaftlichen Ethik das Verhandeln, das Aushandeln ethischer Grundsätze als zentrales Moment für Kultur. Dieser Prozess lässt sich – historisch betrachtet – weit zurückverfolgen, immer wieder gab es dieses Aushandeln, die Menschheit braucht dafür nur wenige Grundregeln. Die erste ist: Es gibt keine absolute Wahrheit, die zweite lautet: Niemand darf zu etwas gezwungen werden. Mit solchen Regeln wird man auskommen, wenn man eine lebendige Struktur der Aushandlung hat, die eben einen Prozess darstellt. Gleichwohl muss man natürlich immer daran denken, dass es auch schwache Stellen dieses Aushandlungsprozesses gibt. Dass gleichberechtigte Partner etwas aushandeln, ist natürlich eine idealtypische Vorstellung. Existieren aber Abhängigkeiten, dann wird natürlich jemand zu etwas gezwungen, was er eigentlich gar nicht will – und auch für solche Situationen brauchen wir Regeln. Wenn es systematische Asymmetrien gibt, muss die Gesellschaft sagen, dass es so nicht geht. Sexualität wird beispielsweise immer gekoppelt sein an die Frage des Alters und der Lebenserfahrung, Selbstbestimmung wird immer erst ab einem ganz bestimmten Moment möglich sein. Doch die Geschichte zeigt, dass auch diese Vorstellungen sehr wandelbar sind: Vor 30, 40 Jahren hätte man frühestens ab 21 jemandem die Selbstbestimmung in solchen Fragen zugestanden. Heute lassen wir diesbezüglich bereits 14-Jährige in hohem Maße ihre eigenen Entscheidungen treffen. Es wird also diskutiert werden müssen, welche Erfahrungsmöglichkeiten die Gesellschaft zur Verfügung stellt. Und diese Erfahrungsräume sind sicherlich viel schwieriger geworden, aber eben auch vielfältiger.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.